

25. Zukunftsforum Öffentliche Sicherheit

„Resilienz und Sicherheitskompetenz der Bevölkerung“, Berlin, Paul-Löbe-Haus, 18.06.2015

I.1 „Perspektiven der Katastrophenbewältigung“ (Wolf R. Dombrowsky)

Die mir gestellte Thematik birgt bereits eine entscheidende Perspektivrichtung: Die Bewältigung der Katastrophe. Darin liegt ein kultureller Vorentscheid, den wir als hohes Gut stärker in den Mittelpunkt unserer Sozialisation stellen sollten. Niemals aufzugeben, sich hochrappeln, auch wenn man schwer gestürzt ist, immer eine Lösung finden – und vor allem: sich niemals unterkriegen lassen. Ich bin mit dem Serienhelden McGyver groß geworden, der mit Kaugummi und einer Büroklammer ein Atomkraftwerk reparieren konnte. Seine Findigkeit, sein Improvisationstalent, sein nie versiegender Optimismus waren begeisternd und ansteckend. Wenn wir uns also in diesem 25. Forum die Frage stellen, wie wir die Bevölkerung auch in sicheren Zeiten für Risiken und Unsicherheiten interessieren und sensibilisieren können, dann brauchen wir vor allem mehr „McGyverism“ und sehr viel weniger jenes um sich greifende Betroffenheitsgetue, das die Welt scheidet in Helfer und Betreuende auf der einen und Betroffene im Generalverdacht von Hilflosigkeit und Belastungsstörung auf der anderen Seite.

Was wir inzwischen ganz dringend brauchen, ist ein Perspektivwechsel bei den Einsatzkräften. Sie haben sich im Laufe der Jahrzehnte der heimischen Katastrophenunterversorgung ein Selbstbild zugelegt, das sie selbst als „Retter“ und den Rest „da Draußen“ als „Opfer“ und „Betroffene“ erleben lässt. Die Empirie jedoch ist ganz anders: Was immer passiert, die Menschen, sofern sie physisch können, helfen sich selbst und anderen, bevor die Einsatzkräfte überhaupt vor Ort sind. In den Medien finden allerdings nur die extrem seltenen Fälle des Gegenteils statt – und dann in einer inszenierten Entrüstung, dass das Publikum glauben muss, dass Hilfe und Kooperation von dieser Welt gegangen seien.

Was wir inzwischen ebenso dringend brauchen, ist ein Perspektivwechsel bei den Verantwortlichen in Administration und Politik. Sie haben sich im Laufe der heimischen Katastrophenunterversorgung Bilder zurechtgelegt, die die empirische Wirklichkeit geradezu Lügen strafen: Sämtliche empirischen Forschungen seit dem 2. Weltkrieg belegen, dass die von Katastrophen heimgesuchten Populationen weder plündern, noch in Panik verfallen, noch in Aggression und Umsturzgelüsten außer Kontrolle geraten. Zwar gibt es Fälle von Panik und Plünderung, doch zeigen die Analysen, welche ganz anderen Auslöser und Motivlagen dazu führten denn die Katastrophe selbst – und vor allem, dass es sich dabei um äußerst seltene und äußerst umgrenzte Vorfälle handelt. In den Medien wiederum verkehrt sich die Gewichtung und umnebelt die öffentliche Wahrnehmung und den Handlungsantrieb der Verantwortlichen.

Wir haben also vor allem ein Wahrnehmungsproblem. Wir nehmen verzerrende Bilder für das Ganze und ziehen daraus falsche Schlüsse. Doch was müssten wir „besser“ wahrnehmen und welche anderen Schlüsse sollten und könnten wir ziehen?

Tatsächlich ziehe auch ich hier einen falschen Schluss. Aus den vorliegenden empirischen Befunden über die Marginalität von Fehl- oder gar abweichendem Verhalten bei Katastrophen lässt sich nämlich nicht auf die Konkretheiten des realen Verhaltens der restlichen Mehrheit schließen. Dies gilt erst Recht für die empirisch belegte Hilfsbereitschaft der Beteiligten bei Unfällen und Katastrophen. Zwar zeigen Fälle wie Eschede oder die Flusshochwässer, welche bewundernswerten Potenziale in den Menschen stecken, doch wäre es sträflich, dies unreflektiert extrapolieren zu wollen. Wie sich unsere Bevölkerung insgesamt, bei großflächigen, lang anhaltenden Notfällen verhalten wird, wissen wir schlicht nicht. Dies gilt vor allem für unsere neuen Gefahrenszenarien, für die es bislang keine Antezedenzen gibt. Weder haben wir bislang einen landesweiten Stromausfall erlebt, noch eine ebensolche Epidemie, oder einen GAU wie Fukushima. Uns sind Evakuierungen unbekannt, bei denen mehrere Hunderttausend verfrachtet werden müssen, oder Ereignisse, bei denen ganze Städte unter Schlamm- oder Aschemassen versinken.

Als Forscher muss ich folglich empirische Untersuchungen einfordern, die uns Kenntnisse eröffnen über die in unserer Gesellschaft obwaltenden Verhaltenstendenzen. Diese Einsichten erziele ich nicht mit den Instrumenten für Momentaufnahmen, sondern nur mit Zeitreihenanalysen. Gelungene Beispiele dafür wären die sog. „Shell-Jugendstudie“ oder die „R+V-Studien über die Ängste der Deutschen“, die beide Entwicklungen erkennen lassen und damit Stärken und Schwächen, im Sinne von Potenzialen, auf die man sich verlassen kann und von Abweichungen, die Interventionen erforderlich machen könnten.

Hätten wir auch für unser Thema Zeitreihenanalysen zur Verfügung, könnten wir uns vermutlich entspannter geben. Vieles entpuppte sich dann als modischer Hype oder als Fehlbewertung von Momentaufnahmen. Aus der empirischen Forschung wissen wir, dass Befragungen zu Zeiten starker Emotionalisierung, beispielsweise durch die Ereignisse in der Ukraine, unweigerlich zu extremen Verzerrungen führen – wie, um beim Beispiel zu bleiben, zu der Angst, dass der Kalte Krieg oder gar ein neuer heißer Krieg zurückkehren könnten.

Sorgfältigere Momentaufnahmen, wie die Studie NeuENV aus unserem Kreis über Ernährungsvorsorge bei Krisen und Katastrophen, ziehen, um das Momenthafte zu relativieren, zahlreiche Langfristerkenntnisse aus verwandten Bereichen heran. Genau dies können wir derzeit nur über das potenzielle Verhalten unserer Bevölkerung bei ernsthaften Bedrohungslagen tun – wir können nur vielfältige Momentaufnahmen zusammenpuzzeln und versuchen, daraus ein den Tatsachen angenähertes Bild zu zeichnen. Dieses Bild sollte uns optimistisch stimmen. Gegenseitige Hilfe, Solidarität, Ausharrungsvermögen und Opferbereitschaft dominieren und erscheinen stabil. Insbesondere die leichte und ubiquitäre Verfügbarkeit der neuen Medien gibt Anlass zu der Annahme, dass die spontane Bereitschaft zu einem "irgendwie gearteten Tun" bei Notsituationen viel größer ist, als wir es bisher vermuteten. Allerdings darf der modische Überschwang nicht dazu verleiten, hier sogleich ein nutzbares und vor allem „einbindbares“ Reservoir an „Spontanhelfern“ für den organisierten Katastrophenschutz herbei zu phantasieren. Die etwas längeren Erfahrungen

über das „Team Österreich“ zeigen starke Ernüchterungen auf allen Seiten, sobald das Spontane organisiert und noch mehr auf realen Einsatz warten muss.

Was also lässt sich sagen:

1. Wir brauchen Zeitreihenuntersuchungen, nicht um mehr Forschung willen, sondern um zutreffender Erkenntnisse willen über verlässliche Potentiale, die in Notfällen Stabilitätsgaranten darstellen.
2. Wir brauchen Perspektivveränderungen in der Administration, vor allem auf Ebene der Katastrophenschutzbehörden, damit die Bevölkerung, wie es der bisherigen Empirie entspricht, als Partner und nicht als „unsicherer Kantonist“ gesehen wird.
3. Ein solcher Perspektivwechsel ist dringend nötig, weil bei den Gefahrenlagen der Moderne in erster Linie die Selbsthilfefähigkeit und Solidarität großer Populationen gefragt sein wird.
4. Damit sich große Populationen auch faktisch selbst helfen können, bedarf es der Kenntnisse, der Ressourcen und der unterstützenden „Selbsthilfe-Infrastruktur“ (wie das Beispiel „Leuchttürme“). Ohne derartige Materialisierungsmöglichkeiten wird das Potenzial letztlich entleert, guter Wille bleiben und umschlagen in Negatives (Frustration, Enttäuschung, Resignation, Wut etc.).
5. Wenn sich große Populationen selbst helfen sollen, bedarf es neben der Materialisierbarkeit durch Kenntnisse, Ressourcen und „Selbsthilfe-Infrastruktur“ vor allem einer situativ wirksamen Anleitung. Aus den Personalien der organisierten Hilfe müssen folglich massentaugliche Führungspersonale werden, die die spontane Hilfe anleiten, unterstützen und zum Einsatz ertüchtigen. Diese Transformationsfähigkeit steht bislang noch aus.
6. Die positiven Potenziale der neuen Medien beziehen ihre Attraktivität zumindest teilweise aus ihrer „chaotischen Verfügbarkeit“ und der darin liegenden Anmutung autonomer Gestaltbarkeit. Wer versucht, dieses Potenzial zu vereinnahmen und zu regulieren, wird vermutlich scheitern. Insofern könnte es sein, dass die Potenziale spontaner Hilfe versiegen, wenn man in deren (noch als autonom interpretierte) Medien eingreift. Erfolgversprechender erscheint es, selbst-organisierende Plattformen anzubieten (wie z.B. die App des BBK) und ansonsten den Selbstlauf zu akzeptieren, statt dessen aber realweltliche Schnittstellen zu institutionalisieren, an denen sich spontane Hilfe kristallisieren kann (s. Pkt 5). Hier wäre es hilfreich, die Ergebnisse mit „Social Media in Disaster“ aus den USA zu rezipieren und deren Übertragbarkeit auf unsere Verhältnisse zu prüfen.